

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

19) Roman von Peter Egge.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von Adele Neustädter.

Warum war er jetzt wieder so erregt? Sie würde nicht ängstlich erscheinen, wenn er über den Kindesmord sprach. Sie war an dem Samstagabend ganz ruhig geblieben, weder erleichtert noch erbebt, als Hjelm über das Verbrechen gesprochen. Das wußte er bestimmt; denn er hatte sie gerade angesehen.

Hier hielt er an, kam nicht weiter. Er spürte, wie er durch den ganzen Körper zitterte: Warum sah sie ihn vorgestern Abend bleich und ängstlich an, als er sagte:

„Sie stach dem Kinde ein Messer durch die Kehle.“

Er stand ein Weile gebeugt, starrte vor sich hin und wurde kreidebleich im Gesicht. Kengstigte sie sich, weil sie ihr eigenes Kind auf dieselbe Weise getötet hatte? . . .

Er setzte sich in einen Stuhl. Das Gesicht verzog sich in Angst, als sähe er ein schreckliches Unglück. Es bat um Schonung. Das Entsetzliche durfte nicht geschehen. Die Hände blieben auf der Brust liegen und der Oberkörper neigte sich, als wolle er zusammenfallen.

Nach einer Weile erhob er sich und ging unsicher an den Tisch und trank ein Glas Wasser. Er warf sich ins Bett. Die Mut und die Verzweiflung erwürgten ihn.

„Wenn ich nicht schon verrückt bin, wünschte ich es zu sein.“

Wie konnte es möglich sein, daß ihn etwas so Entsetzliches befallen konnte! . . . Wenn er es nur verstanden hätte . . . Wenn nur jemand mit ihm fühlen und denken könnte, mit ihm leiden, daß er sich überzeugen konnte, er sei nicht verrückt . . . Wie konnte er so grausam gegen sich und gegen sie sein, wo er nur das Gute, das Beste wollte? . . . War er mit einem solchen Leiden in der ganzen Welt nicht allein? . . . War es möglich, daß ein gesunder Mensch sich selbst so wahnsinnig quälten konnte? Nein, er war verrückt. Ein Wahnsinniger konnte wohl seinen Zustand kennen und nachgrübeln, sich darüber klar sein, wenn er nur nicht auf seine fixe Idee stieß . . . Sollte sein Grübeln ihn vielleicht zuletzt ins Irrenhaus bringen? . . . Er wollte es noch nicht glauben . . .

Er erhob sich und trank mehr Wasser. Dann suchte er im Entree seinen Hut und ging hinaus. Er hatte sich nicht gewaschen.

Die Luft war rau und kalt. Kein Schnee auf den Feldern und im Walde. Nur auf den Bergen lag wieder ein wenig. Der Nebel hob sich langsam von den höchsten Spitzen und verzog sich gegen den Himmel, der bedeckt und dunkelgrau war.

Holthe ging nach dem Stall. Aber als er vor die Thüre kam, hörte er, daß Jens drinnen war, und da ging er vorüber.

Heute würde er sich überzeugen. Er mußte Mut haben. Er hätte ihn auch gestern haben sollen, dann hätte er sowohl sich als ihr viel Sorge erspart. Er sah ihr Gesicht vor sich, als sie ihm den Rücken lehrte und hinausging, um Martha zu bitten, das Bett herzurichten. Wie fremd erschien er ihr wohl . . . so ganz anders als sonst. Sie mußte glauben, daß der Kopfschmerz ihn toll gemacht habe.

Der Zorn stieg wieder in ihm auf; aber er verbiß ihn. Jetzt stand sie auf und fand sein Bett leer. Sie war ebenso betrübt, wie gestern. Erik frug nach dem Vater. Der Knabe hatte ja seit gestern mittag nicht mit ihm gesprochen. Was sollte aus dem Kinde werden? Wenn das Unglück sie traf . . . wenn sie gestand . . . wie würde sich das Leben des Knaben gestalten?

Er kehrte um und ging langsam nach Hause. Es war bald Zeit zu frühstücken. . . . Nach dem Essen würde er die Zeitung durchblättern, über den Kindesmord lesen. Sie würde so ruhig sitzen. An nichts Unehliches denken. Da traf er sie . . .

Sein Inneres erbebt, und er blieb stehen. Bald ging er wieder.

Aber wenn er nun nicht direkt zu ihr gehen und sagen konnte, wie es um ihn stand! . . . Es war feige und grausam, sich bei ihr einzuschleichen . . . Aber war das eine nicht so grausam wie das andere? O, das Ganze war entsetzlich . . . Aber dann . . . wenn er sich überzeugt hatte, daß sie ganz unschuldig war, dann würde er bekennen . . . Alles sollte sie erfahren. Er wußte, sie würde ihm verzeihen. Er würde bei ihr Trost und Stärkung finden. Sie würde ihren Reichtum über ihn ergießen, und sie würden einander so nahe kommen, so nahe . . . Dieses Unglück, das ihn befallen, würde ihn lehren, das Glück zu schätzen, es würden ihnen eine Erneuerung alles Guten und Schönen werden . . .

Er traf sie in der Küche, wo sie einander guten Morgen wünschten, und sie folgte ihm ins Speisezimmer. Er fühlte sich körperlich schwach. Sie war bleich. Er konnte auch sehen, daß sie geweint hatte, und das lähmte ihn sofort.

Sie versuchte vergüüt anzusehen und sagte:

„Hast Du einen langen Spaziergang gemacht?“

Er erwiderte schnell und verwirrt:

„Ja, aber ich glaube, es ist am besten, wenn ich mich wieder lege. Ich möchte mich ins Arbeitszimmer legen . . . auf die Chaiselongue.“

„Geht es Dir gar nicht besser?“

„Nein.“

Er rampte hin und her.

„Martha soll mir etwas Butterbrot und ein wenig Milch hinein tragen. Ich will heute liegen. Morgen gehe ich zum Doktor, wenn mir nicht besser wird.“

„Kann ich nicht drinnen bei Dir sein? Vielleicht könntest Du etwas nötig haben. . . .“

„Nein, danke, ich muß schlafen . . . die Schmerzen fort-schlafen.“

„Ich begreife nicht, daß Du nicht gleich zum Arzt gehst.“

„Ich thue es morgen. Laß mich nur heute liegen.“

Sie ging ins Arbeitszimmer, um es herzurichten, und er setzte sich nieder und verzahnte. Es fiel ihm nicht einmal ein, seinen Plan wieder zusammenzusetzen. Er wollte von ihr fort, allein sein.

Hanna trat ein.

„Jetzt ist es für Dich bereit.“

„Danke.“

Die Thüre schloß sich hinter ihm. Er saß im Arbeitszimmer. Das Essen stand auf einem kleinen Tisch vor der Chaiselongue. Er saß lange, ohne etwas zu thun, und endlich beruhigte er sich so weit, daß er einsah, wie jämmerlich sein Plan zusammengefallen war. Er hatte nicht einmal den Versuch gemacht. Und er hatte geglaubt, er besäße genügenden Mut, er habe die Kraft, auf sie einzudringen! Er konnte sie nur quälen, immerwährend fortfahren, aber nichts mehr, nichts anderes. Er war feige, und weil er feig war, wurde er so grausam. . . .

Er saß lange in Gedanken versunken, als die Hälfte eines Butterbrotes und trank ein Glas Cognac aus der geöffneten Flasche. Dann verschloß er sie in den Kasten-schrank.

Er begann auf- und abzuschreiten, und beständig quälten ihn die schweren Gedanken. Er trank noch ein Glas Cognac und zog eine Cigarre aus der Kiste vom Bücherbrett. Er hielt sie lange in der Hand und drehte sie zwischen den Fingern, während er durchs Fenster blickte.

Er setzte sich endlich und zündete die Cigarre an. Als er sie geraucht hatte, nahm er eine neue und dann noch eine. Der Rauch zog in den seltsamsten Windungen hoch empor, bildete eine Schicht in der Luft. Aber weit entfernt, vor dem Fenster, erschien der Rauch formlos, bewegungslos. Er wurde zum Nebel.

Nun mußte er in alles noch einmal ruhig eindringen, alles, was er wußte, zu klären versuchen. Nur noch einmal, ehe er mit Hanna sprach. Das Ende war ja doch, daß er mit ihr darüber sprach. . . . Er mußte Mut fassen.

Also: Sie war eine Gefallene gewesen. Er war ein junger Mann ohne Vorurteile, ohne Familie, sehnte sich nach Ruhe, Arbeit . . . und Glück. Er war in sie verliebt, und da sie durch eigene und anderer Hilfe wirklich ein braver Mensch geworden war, heiratete er sie. In den ersten Jahren der Ehe zeigte sie zuweilen Neigung zur Schwermut. Er

glaubte, es entspringe der Vergangenheit, den neuen Verhältnissen, der Einsamkeit. Aber die Schwermut ließ mehr und mehr nach, bis sie ganz schwand. Sie beschäftigte sich mehrere Jahre nur mit Lernen, und da sie begabt war, ein klarer Kopf, entwickelte sie sich in vielfacher Hinsicht schnell und sicher. Sie wurde ruhig, zärtlich und klug. Den Tag, nachdem sie ihr Kind geboren — es war drei Jahre nach der Hochzeit — erfuhr er durch einen reinen Zufall, daß sie ein Kind gehabt, ehe sie geheiratet hatte. Das schmerzte ihn; aber er überwand den Schmerz. Er verwandelte sich bald in reines Mitleid. Er erzählte ihr nicht, was er erfahren hatte. Er that es aus verschiedenen Gründen nicht.

Jüdis erste, weil er versprochen hatte, sie nicht über die Vergangenheit auszufragen. Er hatte nach Kräften daran gearbeitet, sie in ihr zu tilgen, und es war ihm über Erwarten geglückt. Außerdem verspürte er keine Neigung, sie aufzuwühlen.

Zweitens, weil das Kind tot war.

Drittens — und das war die wesentlichste Ursache —, er glaubte nicht, daß sie länger aus Unwissenheit, Feigheit, Mangel des Verständnisses seinerseits schwieg. Das hatte sie nämlich in der ersten Zeit gethan. Jetzt war sie die gebildete, glückliche Frau, die alles Häßliche und Schlechte aus der Vergangenheit fernhalten wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Malerei.

Der Kunstsalon von Bruno und Paul Cassirer hat in seinen durch einen ansprechenden Oberlichtsaal erweiterten Räumen eine umfangreiche Sammlung von Werken Manets, Degas und Puvis de Chavannes vereinigt. Eine schönere Ausstellung war in Berlin kaum je zu sehen. Es ist eine Fülle von Bildern, von denen jedes auf die Höhen führt, die moderne Malerei überhaupt erreicht hat.

Von Edouard Manet war schon im vorigen Winter an demselben Ort eine kleinere Anzahl Werke zu sehen, die hier eingehend besprochen wurden. Die sechzehn Bilder und Studien, die jetzt zusammengebracht sind, verstärken den Eindruck. Immer schärfer hebt sich Manet aus der Reihe der Maler, die in unserem Jahrhundert als die Großen gegolten haben, heraus, und er erscheint als der Künstler, von dem die Malerei unserer Zeit das Gepräge erhält. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß er uns schon als „geschichtliche“ Größe vorkomme; im Gegenteil, er steht unserem Empfinden unmittelbar nahe, seine Werke haben in vollstem Maße die Schönheit, die die moderne Malerei entwidelt hat: Licht und Luft und die neue koloristische Manet war nicht nur der Pfadfinder, er hat das von ihm selbst gestellte Problem auch gelöst.

Die jetzige Ausstellung enthält zwei Hauptwerke Manets, zwischen denen eine weite Spanne der Entwicklung liegt. „Das Frühstück im Grase“, das vor dreißig Jahren gemalt wurde, hat seiner Zeit eine tiefgehende Erregung hervorgerufen. Das Sujet erschien ansöbzig — zwei modisch gekleidete Männer liegen im Grase und unterhalten sich, vor ihnen sitzt ein nacktes Weib und im Hintergrunde badet ein anderes im flachen Waldteiche — und die Malerei blieb unverstänlich. Den an dunkles braunes Kolorit gewöhnten Augen waren diese kühlen blaugrünen Töne fremd. Wir können es kaum noch begreifen. Manets eigene Werke haben uns so viel weiter geführt. Wir sehen in dem Werke noch etwas von der Tradition, von der Manet ausgegangen ist, die Schule des Velasquez.

Und doch braucht dieses Werk nicht erst an unser „geschichtliches“ Verständnis zu appellieren. Es geht uns bei Manet wie bei allen großen Künstlern, wir verfolgen ihre Entwicklung, wir stellen die Fortschritte fest, aber die früheren Werke sind deshalb nicht von geringerer Wirkung. Der weibliche Akt würde in späterer Zeit von Manet selbst und von einem Modernen anders gemalt worden sein, man würde die Luft, die ihn umgiebt, stärker fühlen, grüne Reflektwürden von allen Seiten über den Körper spielen, und doch würde er so kaum einen stärkeren Eindruck machen. Fast in einem Ton hingestrichen, hebt sich dieser Frauenkörper so leuchtend heraus, ist er in seinen Formen so weich und schön, mit so stark plastischer Wirkung modelliert, daß er auch mit allen modernsten Raffinements nicht lebendiger wirken könnte. Und ebenso steht es mit dem landschaftlichen Hintergrund, mit den Männern, die da lagern: alles ist von wirklichem Leben erfüllt, unter den schattigen Bäumen webt lässle Dämmerung, die Männer sitzen in ungezwungener Haltung vor uns da, als lebten sie, und ein Stillleben von erlebter Schönheit bilden die Gewänder der Frauen, die bei dem Frühstückskorb im Grase liegen. Es ist etwas in dem Werk, eine Ruhe und Größe in dem Ganzen und eine Schönheit in den Einzelzügen, die es den alten Meistern nahebringt.

Welcher Abstand trennt aber das andere Hauptwerk „Manets Landhaus in Aueil“ von diesem ersten! Eine ganze Periode nimmer rastenden Fortschreitens liegt dazwischen, Manet hat den sicheren Stil, in dem er das „Frühstück“ schuf, aufgegeben, um sich von jeder Tradition freizumachen. Die neue Anschauung der Dinge

ist hier gewonnen, das, was das unterscheidende Merkmal der modernen Malerei jeder früheren gegenüber ausmacht, in einem hierfür klassischeren Motiv geben als dieses: den ganzen Hintergrund verdeckend die Front des Landhauses in lichtgelbem Ton, von dem sich die hellroten Streifen unter den Fenstern und die grauen Fensterläden zart abheben, davor der kleine Garten mit ein paar hohen Bäumen, deren Kronen vom Rahmen überschritten sind, und üppigen Blumen. Freundlich und warm dringt das Sonnenlicht in dieses Idyll, spielt in den Blättern der Bäume und in leichten Flecken über den Rasen, weiche blaue Schatten laufen über den Kiesweg, und in der vollen Sonne, in von der Fülle des Lichts fast zerfließenden Formen, steht hinten am Hause eine hellgraue Gartenbank. Licht und Luft haben nach Manet manche malen gelernt, aber ich wüßte kein Werk zu nennen, in dem dieselbe Sicherheit im neuen Stil, derselbe Eindruck des Mähseligen und Selbstverständlichen wieder zu finden wäre. Da ist nichts Gesuchtes, kein übertriebener Ton, und es rundet sich alles zur geschlossenen Bildwirkung; es ist, auf einer höheren Stufe der Entwicklung, dasselbe erreicht wie in dem „Frühstück im Grase“.

Die anderen Bilder Manets, die alle zwischen diesen beiden liegen, können hier nicht im einzelnen behandelt werden. Es sind kostbare Zeugnisse seiner Kunst: Die „Dame mit Fächer“, bei der der schillernde grüne Gesamton von einer köstlichen Feinheit und die Gardine ein wunderbares Stück Malerei ist; das kräftige Männerporträt in Braun mit dem Bäckersknebeln auf dem Tische; die Stierkampfschilderungen, besonders die kleinere, in denen in breiter Darstellung Massenescenen von schlagend lebendigem Eindruck gegeben sind; ein paar graziose Frauenporträts in zarter Pastelltechnik, und vor allem die Stillleben, unter denen ein Fliederstrauch, der in ein Wasserglas gestellt ist, in dem zarten Grün und Weiß von unsagbarem Reiz ist. Eine Beobachtung, die man bei allen, auch bei den frühesten Werken Manets machen kann, drängt sich bei diesem Stillleben ganz besonders auf, die außerordentliche Leuchtkraft, die Manets Farben auch in den tiefsten Schattierungen besitzen. Der Hintergrund ist hier in einem dunklen Braungrün gehalten, und wie leuchtet er aus der Tiefe hervor! In Manets Bildern giebt es keinen „toten Fleck“.

Manet ist schon vor sechzehn Jahren gestorben, als Fünzigjähriger, ohne daß er den vollen Sieg seiner Anschauungen noch erlebt hätte. Unter den heute lebenden französischen Malern nimmt Degas eine dominierende Stellung in der künstlerischen Wertschätzung ein. Nicht als ob er in derselben Weise wie Manet der Entwicklung die Wege gewiesen hätte, im Gegenteil, er steht abseits von der Heerstraße und seine Kunst ist so unbedingt persönlich, daß ein Schaffen in seinem Sinne sofort als Nachahmung erscheinen würde. Seine Bedeutung liegt in der Darstellung der momentanen Bewegung und in der faszinierendsten Schönheit der Farbe, die zu einer Verfeinerung und einer Wärme des Tones getrieben ist, über die hinaus eine Steigerung nicht möglich scheint. Degas sucht die kompliziertesten Bewegungsmotive, und er findet sie in der Regel in der Welt des Balletts. Mit ein paar charakteristischen Strichen hält er die gewagtesten Stellungen fest, in denen er seine Modelle findet, wie sie auf der Bühne tanzen oder in den Stunden üben, und wie sie müde und abgehengt in ihren Zimmern umherhocken und sich rädeln. Es ist eine trostlose Welt, die vom Künstler mit unerbittlicher Schärfe geschildert wird; aber ihr Glitterglanz giebt ihm die Motive zu seinen Farbenharmonien, in denen vor allem Rot und Grün in außerordentlich feiner Differenzierung gegeneinander gearbeitet sind. Die Pastellfarben sind das eigenste Ausdrucksmittel dieses Künstlers, sie sind aber nicht in der gewöhnlichen Weise in der Fläche vertrieben, sondern in breiten Strichen, mit einer Fülle von Nuancen hingeseht. Die Kunst der Komposition bei Degas, der immer nur einen Ausschnitt giebt, ist von Liebermann in seiner auch von uns erwähnten Schrift über diesen Künstler besonders stark betont worden. Eins der jetzt ausgestellten Bilder, das auch in der Farbe zu seinen schönsten gehört, stellt zwei „Blätterinnen“ dar; die eine brüht mit aller Kraft ihr Plättchen auf die Wäsche, die in ganzen Bergen herumliegt, die andere hat einen Augenblick Pause gemacht und reißt sich gähmend — wieder der Ausdruck schwerster Müdigkeit und niederdrückender Debe des Daseins.

Einen eigenartigen Gegensatz zu diesen von nervösen Leben erfüllten Bildern Degas bilden die Gemälde von Puvis de Chavannes, dem vor etwa Jahresfrist verstorbenen Künstler. Auch dieser nahm eine Ausnahmestellung in der zeitgenössischen Kunst ein: er hat in unserm Jahrhundert der realistischen Malerei einen monumentalen Stil entwidelt. Selbst in den wenigen Tafelbildern, die in der Ausstellung zu sehen sind, treten die Eigenarten dieses Stils hervor. Bei ihm liegt der Ton auf den Linien, das zeigt sich schon darin, daß er seinen Figuren feste Konturen giebt. Immer bieten diese Gestalten eine groß wirkende abgerundete Silhouette, auch dann, wenn sie lebhafter bewegt sind; gewöhnlich sind sie freilich in ruhiger Haltung, und ihre Bewegungen sind langsam und feierlich. Von unendlicher Zartheit ist die Farbe, die immer in wenigen Tönen gehalten ist. Alles eint sich im Bilde zu dem Eindruck stiller, feingliedriger Größe. Im „Ludus pro patria“ übt sich eine Schar von Zünglingen und Männern in Speerwerfen, matte gelbe und stumpfe grüne Töne herrschen vor, und nur ein dunkelblauer Strich, der sich in der Mitte über das Bild zieht, — der ferne Wald am Horizont

— giebt den tiefen miltlingenden Grundton zu dieser hellen heiteren Melodie. Ganz in gleichmäßig braungrauem Ton ist das Bild „Der arme Fischer“ gehalten, und doch geht der Blick im Bilde bis zu dem fernem Horizont über die Seen in eine außerordentliche Tiefe. Reicher ist die Farbe in dem „Winter“. Der kühle blaue Schimmer des Abends liegt über der Schneelandschaft. Blattlose Bäume, von denen einer gefällt wird, stehen im Mittelrunde mit geraden Linien gegen den Himmel, an dem mattes letztes Abendrot verglimmt. In Linien und Farben kommt eine löstliche tiefe Ruhe zum Ausdruck. —

—hl.

Kleines Feuilleton.

Ag. Die Fabrik. Die Straße war erst neu angelegt. Vor einem Jahr noch war sie nur Chaussee gewesen, ein oder Lehmweg mit einzelnen Bäumen bestanden, der sich schließlich zwischen armseligen Häusern verlor. Jetzt standen die Häuser schon dicht bei einander, elegante, moderne Häuser mit Erker und Balkonen und hohen glänzenden Spiegelscheiben; alles hochherrschäftlich. Die Herrschaften fanden sich auch sehr bald ein. Die Spiegelscheiben bedeckten sich mit kostbaren Stores, auf den Balkons erschienen Blumen und grüne Topfgewächse, helle Frauenkleider glänzten durch das Laub des wilden Weins.

Es sah sich gut auf den Balkons. Die Straße bot ein so hübsches, wechselreiches Bild. Auf der Promenade tummelten sich zierlich gepuderte Kinder, elegante Damen und Herren fuhren und gingen auf und ab. Ja, es war ein nettes Wohnen hier, alles zeigte sich freundlich und angenehm bis auf eines — die Fabrik.

Die Fabrik war zuerst dagewesen, schon als noch freies Feld auf beiden Seiten in die Weite strebte. Jahrelang hatte sie dagestanden, jahrelang hatten ihre Riesenessen schwarze Rauchwolken über die anstehenden Stadtteile gewälzt, und niemand hatte je darnach gefragt. Es war freilich nur das Arbeiterviertel, das hier am Stadteude seine Gassen und Winkel zog. Die Leute, die da wohnten, waren es gewohnt, Fabrikluft zu atmen, von allen Ecken und Eiden strömte sie ihnen zu.

Jetzt kam es anders, die vornehme Straße da draußen warf ihren Widerschein auf die ganze Umgebung, sie veränderte sich zusehends, alte Paraden verschwanden, neue Häuser erstanden und neue Straßenzüge. Die kleinen Leute verzogen sich, wurden weniger und immer weniger in demselben Maße, wie die Mietpreise zu steigen begannen. Die Gegend war zum feinen Viertel geworden, nur die Fabrik erinnerte noch an alte Zeiten — ach ja die Fabrik.

Sie postete nicht mehr in den neuen Rahmen, sie störte überall. Wenn die feinen Damen auf ihren Balkons saßen, slog der schwarze Fabrikrauch auf ihre hellen Sommerkleider. Die schwere Dunstluft trock durch die offenen Fenster und setzt sich fest in den hübschen Salons, den eleganten Boudoirs, den Schlaf- und Speisezimmern. Und dabei der ohrenbetäubende Lärm. Früh schon um sieben Uhr, wenn man sich eben noch einmal behaglich auf die andere Seite drehen wollte, dröhnten und stampften die Maschinen schon, sie dröhnten und stampften noch, wenn die jungen Frauen und Mädchen nachts totnüde aus Gesellschaften und Soireen heimkamen. Gefährlich war die Geschichte auch. Sobald an den Maschinen das geringste Versehen vorkam, ging die ganze Straße in die Luft, es war gar nicht auszuwenden!

Außerdem auch das „schreckliche Volk“, das die Fabrik in der Gegend festhielt. In gewissen Stunden konnte ein ausländischer Mensch wirklich kaum auf die Straße gehen. Überall wimmelte es da von vernünftigen Gestalten in gefalteten Arbeiterkleidern. Selbst auf der Promenade machten sie sich breit. Wenn man die Kinder mittags mit dem „Fräulein“ hünnerschickte — die Mittagssonne thut den Kleinen gut, — waren alle Bänke von „diesem Gefindel“ belagert. Mit ihren Weibern saßen sie da und schlangen in gieriger Haß das zugetragene Mittagbrot. Ja, die Fabrik schimpfte die ganze Gegend, sie wüthte fort.

Zuerst sagten es nur einzelne, dann mehrere. Die Stimmenzahl wuchs mit jedem Tag. Man besaß, die Sache in die Hand zu nehmen, man begann einen förmlichen Krieg wider die Fabrik. Versammlungen wurden einberufen und lange Petitionen abgeschickt, die Petitionen halfen aber gar nichts. Die Fabrik triumphierte, es hatte niemand ein Recht, sie auszuweisen. Sie blieb.

Eine ganze Reihe der feinen Familien wandte der argen Gegend den Rücken. Die Mieten mußten herabgesetzt werden, man übernahm nur neue Mieter anzuloden, die wenigen schafften festzufallen. Das ging den Wirten ins Blut, das peitschte sie auf. Der Krieg entbrannte von neuem, wieder sammelte man Unterschriften und schickte Petitionen ab, auch die Presse wurde alarmiert.

Das Schicksal war den Kämpfern diesmal günstiger, nicht, daß sie gesiegt hätten, es gab kein Recht, nach dem sie siegen konnten, aber es gab — Geld. Mit Geld, mit vielem Geld erstand man das große Grundstück, bewog man die Fabrikanten auszuweichen.

Die Essen stellten ihr Rauchen ein, die ruhigen Mauern verschwanden, die Fabrik verstand, ein neuer Mietpalast erwuchs an ihrer Stelle. Die Straße war wieder vornehm geworden, ganz vornehm diesmal. Wenn die feinen Damen auf dem Balkon saßen, fiel kein Fabrikrauch mehr auf ihre Kleider, die Luft war rein und frisch, kein Dröhnen störte mehr den Schlaf in der Nacht.

Weit draußen auf ödem Felde aber erhoben sich neue Riesenessen, neue Maschinen stöhnten und stampften Tag und Nacht. Der schwarze Rauch slog wieder über die Felder, wieder legte sich der

Rauch in schweren Dunstwolken über die Arbeitsfäle, über das Land, aber er störte hier niemand.

Es gab hier keine vornehmen Straßen und keine vornehmen Familien. In der Fabrik gab es nur Arbeiter, Sklaven des Hungers und der Not, Sklaven, die stille halten mußten, stille halten, auch wenn an den Maschinen ein Versehen geschah. —

Musik.

gk. Ueber die Musik der alten Griechen veröffentlicht die Revue des Deux Mondes eine fesselnde Studie von Camille Bellaigue. Während die moderne Musik vor allem die Harmonie und die Klangfarbe betont, beruhte die griechische Musik fast ausschließlich auf dem Rhythmus und der Melodie. Alle Vokal-musik war unisono; zwei Stimmen kamen nur in der Form vor, daß eine Stimme von einem Instrument begleitet wurde, oder daß zwei abwechselnd dominierende Instrumente gespielt wurden. Die antike Musik war eigentlich nicht instrumental, sie war es nur in beschränktem Maße. Das Altertum hat nicht wie das Mittelalter den Gesang ohne Begleitung gepflegt, aber es hat sehr wohl die Musik ohne Worte getannt. Die verschiedenen antiken Instrumente kann man auf zwei moderne Typen zurückführen. Alle Saiteninstrumente — Lyren und Zithern — waren von der Familie unserer Harfen, alle Blasinstrumente gleichen unseren Flöten, Oboen und Klarinetten, freilich in sehr unvollständiger und primitiver Form. Die reine Musik gebrachte als Blasinstrumente nur das „Holz“; das „Mied“ war dem Gottesdienste und dem Kriege vorbehalten. Der Gebrauch und die Wirkung der Saiten selbst muß eigentlich beschränkt gewesen sein; sie wurden nur Pizzicato gespielt, entweder mit den Fingern oder mit dem „Plectrum“, das kein Bogen, sondern eine Art kleines Strakeisen war. Heute können wir diese Sparanleiht und Dürftigkeit kaum begreifen. Die Harfe, auf die alle Saiteninstrumente einzig zurückzuführen sind, haben unsere klassischen Meister kaum gebraucht: in den neun Sinfonien Beethovens findet sich keine einzige Note für die Harfe. Die sieben oder acht Saiten der Lyra, von der Sage und Geschichte Wunder berichten, gaben jede nur einen Ton, und dieser einzige Ton konnte vom Finger oder Plectrum weder verlängert noch „gehalten“ oder mit einem anderen Ton verbunden werden. So konnten nur die Blasinstrumente eine Art Melodie hervorbringen. Ob die Lyra allein spielte, oder die Stimme begleitete, sie gab selbstverständlich keine Melodie, sondern nur ein ewiges Pizzicato. Man kann sich vielleicht eine Vorstellung der für die griechische Musik erreichbaren Wirkung aus dem Scherzo der C-moll-Sinfonie bilden, in dem gerade die Pizzicati so geheimnisvoll und tragisch wirken, natürlich ohne daß die Griechen die Schönheit der Harmonie, der Steigerung und des Kontrastes gehabt hätten. Uebrigens giebt es auch bei der berühmten Annäherung des Orpheus in der Oper Glucks auf der Schwelle der Hölle: „Lasset Euch durch meine Thränen rühren.“ nur eine Lyra und eine Stimme; auf einem griechischen Theater hätte Orpheus fast genau so sich mit Arpeggien begleitet, seufzen und singen können. Wenn aber auch die Sinfonie fehlte, so konnte das Altertum doch das instrumentale Solo und das Duett. Ein Solo für Blasinstrumente begründete den Ruhm eines Olympos und hundert Jahre später eines Sacadas von Argos. Der letztere stellte diese Form fest, in einer Komposition, die unserer Sonate vergleichbar ist und die man den physischen Komos nannte. Diese Musik wollte ganz objektiv den Kampf Apollons mit der Schlange darstellen. Seitdem hat die Musik oft dasselbe Sujet, nur weniger konkret und gleichsam innerlicher oder idealer behandelt. Für die Griechen lag das höchste Interesse und der größte Wert der Musik in dem, was sie das „Ethos“ nannten. Sie verstanden unter diesem Wort ihren psychologischen oder sentimentalen Charakter. Jeder Rhythmus, jede Art und selbst jede Familie des Instruments besaß ein besonderes Ethos, das nur der gewissermaßen bevorzugte Ausdruck dieser oder jener Reihe von Gedanken, Gefühlen oder Leidenschaften war. Dabei war das Ethos der Saiteninstrumente jederzeit dem der Blasinstrumente überlegen. Die letzteren blieben den Griechen immer ein wenig fremd, „barbarisch“, die Lyra war dagegen das geheiligte Volksinstrument. Selbst in der Klangfarbe, in diesem sekundären Element der antiken Musik, bestand für sie ein tiefer, niemals verwischter Unterschied. Zahlreiche Texte bezeugen dies. Nach Aristoteles „können die Blasinstrumente in der Seele keine tugendhaften Anlagen hervorrufen, sie haben vielmehr einen leidenschaftlichen Charakter. Ihr Gebrauch ist nur dann gerechtfertigt, wenn es sich darum handelt, dem Zuhörer ein freies Ausleben der ihn bewegenden Gefühle zu verschaffen, und keine geistige oder sittliche Veredelung.“ Es wäre höchst interessant, das instrumentale Ethos der Alten auf die Psychologie des modernen Orchesters zu übertragen. Man käme dann zu dem Schluß, daß diese Gegenüberstellung der beiden Instrumentarten sich bei uns sehr abgeschwächt hat. Die Meister unserer Zeit haben die Saiteninstrumente zum Ausdruck der Leidenschaft gebraucht und mit den Blasinstrumenten edle, große und heitere Musik hervorgerufen. „Wie Flöten so süß“, sagt der Fischer im „Tell“ von dem im Traum gehörten Stimmen, und es giebt wohl kaum etwas Ersterees als die Flöte, die den Gluckischen Orpheus in das Elysium führt. Die Blasinstrumente beruhigen heute die Seele, die sie ehemals heftig erregt und fast berauscht haben. Eine umgekehrte Entwicklung hat das Ethos der Saiteninstrumente verändert. Im Altertum berührten die Finger oder das Plectrum nur die Saiten, heute fingen, seufzen und schreien sie unter

dem Druck des Bogens. Das „Quartett“ ist der vorzüglichste Dolmetscher nicht bloß der heiteren, sondern auch der stürmisch erregten und leidenden Seele geworden. Schon im vorigen, besonders aber in unserem Jahrhundert kann man von den Saiteninstrumenten sagen, daß sie gerade die tiefen, tragischen Empfindungen ausdrücken. Und doch besteht noch heute, trotz der großen Entwicklung der Instrumentation, daselbe Grundprincip wie bei den Alten: die Ueberlegenheit der Saiteninstrumente. —

Völkerrunde.

— Ueber die **Kennsteige** und **Kennwege** des deutschen Sprachgebietes veröffentlichte Hertel eine Arbeit. Er scheidet darin, wie wir einem Bericht des „Globus“ entnehmen, zwei Arten von Kennwegen. Die erste umfaßt die meist ganz eben verlaufenden Wege dieses Namens, die offenbar als Bahnen für die Pferdereuen und sonstige Nitterspiele gebraucht wurden; sie dehnen sich in stattlicher Breite teils noch innerhalb der Stadtmanern aus, teils unmittelbar vor ihnen. Derartige Kennwege können wir zum Beispiel nachweisen in Nürnberg, Würzburg, Wahrenth, Nördlingen, Freiburg i. V., Straßburg, Jmsbruck, Wien, Basel usw. Anderen Ursprungs und anderer Beschaffenheit ist die zweite Art. Ursprünglich hielt man lange daran fest, daß Kennsteig mit Grenzweg gleichbedeutend sein müsse; eine andere irrige Meinung geht dahin, daß Kennsteige ihrem Wesen nach Höhenwege seien, insbesondere solche, die über den Kamm eines Gebirges hinführen. Wichtig ist wohl nur die Deutung als **Nennwege** oder **Courierpfade**. Sie stehen in einem gewissen Gegensatz zu den mittelalterlichen großen **Heer- oder Fahrstraßen**, den **Stein-, Land- und Königsstraßen**, die im allgemeinen dem Zuge der Flüsse und Täler folgten. Die **Nennsteige** waren Verbindungswege zwischen militärisch wichtigen Punkten und so beschaffen, daß kleinere leichte Abteilungen, beritten oder zu Fuß, unbemerkt und rasch von einem Lande zum anderen gelangen konnten. Da längere bewaldete Höhenzüge in den meisten Fällen genügende Deckung für heimliche Durchzüge boten, so ist es nicht zu verwundern, daß die Mehrzahl der **Nennsteige** über die Höhe der Gebirge führt und daß aus der norddeutschen Tiefebene nur eine verschwindend kleine Anzahl solcher **Nennsteige** gemeldet wird. Im ganzen führt Hertel 143 solcher **Nennwege** an, um an ihnen die Richtigkeit seiner Behauptung zu zeigen. —

Aus dem Tierreiche.

— Ueber **Sperrevorrichtungen** bei Tieren führt Dr. Koch in einem Aufsatz in der „Anschau“ folgendes aus: Wenn der tierische Organismus alle seine Bewegungen nur durch Muskeln regulieren wollte, hätte er nicht nur eine unendlich viel größere Menge davon nötig, sondern manche müßten auch eine so ungeheure Stärke haben, daß sie in keinem Verhältnis zu ihrem Körper ständen. Die Tiere sorgen daher durch rein mechanische Vorrichtungen für Entlastung der Muskeln. Der verhältnismäßig recht einfache Bau des Herzens wird z. B. dadurch ermöglicht, daß an den Austritts- und Eintrittsstellen der Gefäße Hautklappen angebracht sind, die in einfacher Weise den Rücktritt des Blutes in das Herz aus den Arterien, bezw. den in die Venen aus dem Herzen verhindern. Eben solche Klappen verhindern in den Venen das Zurückfließen des Blutes in den Pausen zwischen den Zusammenziehungen des Herzens und bei einem merkwürdigen Fische (Tetrodon), der seine Speiseröhre wie einen Luftballon mit Luft füllen und aufblasen kann, den Uebertritt der Luft in den Darm. Bei vielen anderen Fischen wird die Luft in der Schwimmblase durch Klappen zurückgehalten. Eine zweite Art der Muskelentlastung ist die durch **Toilagen**. Stellt man das Bein z. B. ganz gerade auf, so vermag der Körper darauf zu ruhen, ohne Anstrengung der Knie- und Hüftmuskeln. Hieran beruht es namentlich auch, daß das Pferd sich im Stehen ausruhen kann, während andere Tiere von längerem Stehen müde werden. Durch **Toilage** werden auch die vorderen Rückenstachel des Varsches beim Schwimmen gesperrt erhalten, da sie fast direkt nach vorne stehen und so durch den Wasserdruck fester in ihre Gelenkhöhle hineingedrückt, aber auch fest in dieser Lage gehalten werden. Andere Fische, wie Stöckling, Peringskönig (Reus) etc., haben kompliziertere Einrichtungen, die direkt den Sper- und Klemmvorrichtungen an Thürschloßern, Maschinen etc. verglichen werden können. Auch die aufgerichteten Giftzähne der Giftschlangen werden durch eine Klemm- vorrichtung von selbst in dieser Lage erhalten. So schwer es einer von außen wirkenden Kraft ist, diese gesperrten Körperteile umzulegen, so leicht ist es dem betreffenden Tiere selbst durch zweckmäßig angebrachte Muskeln. —

Aus dem Tierleben.

— **Vögel als Sammler.** Auch bei den Vögeln giebt es eine Art **Sammelwut**. Am bekanntesten ist die Gewohnheit der rabenartigen Vögel, besonders der Elster, glitzernde oder sonst auffallende Gegenstände in ihre Nester zu schleppen. Ausländische Arten aus dem Rabengegeschlechte übertreffen unsere Elster noch bei weitem — wie die „Nature“ berichtet —, so eine in Indien lebende Rabenart, die dort sehr häufig ist und in großen Städten überall herumläuft. Dieser Vogel sitzt im großen; er häuft nicht nur die Stoffe in seinem Neste auf, deren er zu seiner Ernährung bedarf, sondern er füllt sein Nest auch sonst mit allen möglichen Sachen an, von denen er gar

keinen Gebrauch machen kann. Ein englischer Schriftsteller, **Ferdon**, erzählt, daß in der Nähe jedes Ortes, ja, jedes Hauses, ein Haufe dieser Raben ständig auf der Lauer nach etwas **Stehlbarem** liege. Nichts ist vor ihnen sicher: aus einem offen gelassenen Fenster holen sie z. B. sofort den Inhalt eines Arbeitsbentels, Handschuhe, Taschentücher und dergleichen heraus. Sie sollen die Pakete, sogar verknotete, mit ihren Schnäbeln öffnen, um zu sehen, was sie **Mitnehmbares** enthalten und nach dem Bericht eines anderen Beobachters sollen sie sogar vor dem Herausziehen von Nägeln nicht zurückschrecken! Eine in einem indischen Garten versammelte Gesellschaft war nicht wenig erschreckt, als plötzlich, von oben her, ein blutiges Messer in ihre Mitte fiel. Die Ursache entpuppte sich später als einer dieser Raben, der einem Koch in einem günstigen Momente das **Tranchiermesser** aus der Küche entwendet hatte. Andere Vögel, die australischen **Alasvögel**, sind wäherlicher. Sie sammeln nur Gegenstände, die entschieden geeignet sind, den Eingang und das Innere ihres Nests zu verschönern, wie z. B. die **Schwanzfedern** verschiedener buntfarbiger Papageien, **Muschelschalen**, **Schneckenhäuser**, **blaue Steinchen**, **gebleichte Knochen** und dergleichen. Mit gewissen Federn statten diese Vögel den inneren Rand des Nests aus, während sie zur Ausschmückung des Eingangs vorwiegend **Schnecken- und Muschelschalen**, **Knochen** und **Steine** verwenden. Die Eingeborenen kennen den **Sammeltrieb** dieser Vögel so gut, daß sie, wenn sie einmal etwas vernützen, z. B. ein **Amulett** oder eine **Pfeife**, die **Nester** durchsuchen und dabei fast immer **Erfolg** haben. — (Nüster Erde.)

Humoristisches.

— **Starke Eifersucht.** Sie: „Wie viel Mädchen hast Du schon vor mir geliebt?“
Er: „Ich schwöre es, Du bist das erste!“
Sie: „So, also zu zählen beginnst Du Deine Liebchaften sogar schon!“ —
— **Auf Reisen.** „Nun, Herr Kusede, wie hat's Ihnen denn auf der Reise gefallen?“
„Na, wissen Sie, ich habe mir überall jedacht: Wat würden die Leute wohl leben, wenn sie Berlin hier hätten.“ —
— **Ausweg.** Arzt: „Nun, schlukt Ihr Mann Eis, wie ich verordnet habe?“
Frau: „Ja, es muß aber gefrorenes Bier sein!“ — (Weggend. hum. Bl.)

Notizen.

— Das **Deutsche Theater** bringt als nächste **Novität** am 4. November die **Komödie** „Ein Gastspiel“ von **Ernst von Wolzogen** und **Hans Olden**. —
— **Paul Lindaus** neues Lustspiel „Der Herr im Hause“ wird am 4. November am **Berliner Schauspielhaus** in **Scene** gehen. —
— Im **Velle-Alliance-Theater** beginnt am 1. November das **Gastspiel** der **Schliersee** unter der **Leitung** **Konrad Drehers**. —
— Einen **Protest** gegen die **Verwendung** von **Shakespeares** „**Kaufmann von Venedig**“ und **Scotts** „**Ivanhoe**“ als **Lesebuch** in den öffentlichen Schulen **Amerikas** hat die **New-Yorker** **Gesellschaft** für die **Belehrung** der **Juden** zum **Christentum** den maßgebenden **Behörden** zugehen lassen. Nach der **Meinung** der **Gesellschaft** ist der **Inhalt** der beiden **Werke** geeignet, die **Jugend** mit **Vorurteilen** gegen die **Juden** zu erfüllen. —
— In **Berlin** ist **soeben** eine **griechische** **Wochenzeitung** **großen** **Formats** erschienen, welche den **Namen** „**Nea Hellas**“ (Das neue Griechenland) führt. **Herausgeber** ist der **griechische** **Schriftsteller** **Krisides Perocles**. —
— Im **Münchener** **Residenztheater** fand **Hartlebens** neue **Komödie** „**Ein wahrhaft guter Mensch**“ nach dem „**Verl. Tgbl.**“ **lebhaften** **Beifall**, der aber nicht ohne **Widerspruch** blieb. —
— Bei **Hirzel** erscheint in **kurzem** der **Briefwechsel** zwischen **Gustav Freytag** und **Heinrich v. Treitschke**. —
— **Versuche** mit **drahtloser** **Telegraphie** sind **kürzlich** mit **großem** **Erfolge** von **französischen** **Gelehrten** in den **Hoçgalpen** vorgenommen worden, und zwar zwischen **Chamonix** und dem **Russischen** **Observatorium** auf dem **Mont Blanc**. Die **Entfernung** beträgt **12** **Kilometer**, der **Höhenunterschied** **3550** **Meter**. Man **benutzte** den **Strahlenleiter** **Dranch** und das **Marconische** **Dispositiv**. Die **Versuche** gelangen **vollkommen**, und sie wurden nicht im **mindesten** dadurch **beeinträchtigt**, daß die **Erde** an der **Beobachtungsstelle** **wasserlos** war. Nur als die **Dynamomaschine**, die **Chamonix** mit **elektrischem** **Licht** **versorgt**, in **Thätigkeit** war, **versagte** die **Telegraphie**. —
— Als eine **Begleiterscheinung** der **jetzigen** **Südafrika-Krise** ist der **plötzliche** **Preisausschlag** in der **Diamant-Industrie** anzusehen. In **Birmingham**, dem **Mittelpunkte** der **englischen** **Diamant-Industrie**, steht der **Diamantenpreis** heute **30-40** **Proz.** **höher** als vor einem **halben** **Jahre**. Das **Quantum** **blauer** (Diamanten-) **Erde**, welches in **Kimberley** seiner **sachmännischen** **Be- arbeitung** **harrt**, wird auf nicht weniger **denn** **20** **Millionen** **Tous** **angegeben**. —